

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 27 (1943)
Heft: 7-8

Buchbesprechung: Seele der Heimat [Jakob Hess]

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dichter Henckel übersehte so den Ausdruck agent provocateur in einem Gedicht, das er am 2. Februar 1888 in der „Züricher Post“ veröffentlichte. Dankbarer dürfen wir dem französischen Vorbild sein für die Geschworenen (les jurés) und ihren Wahrspruch (verdict), für den code civil, das bürgerliche Gesetzbuch, l'état civil, das Standesamt, in der Schweiz Zivilstandsamt genannt, was das französische Vorbild noch deutlich erkennen läßt.

Wenn in den bisher besprochenen Wörtern der Bedeutungsinhalt mitsamt der Bezeichnung aus der Fremde zu uns kam, so haben wir andererseits auch für unser eigenstes Gut gelegentlich die Bezeichnung einer fremden Sprache nachgebildet. Daß man die Sache an sich hat, genügt noch nicht, um auch ein Wort dafür zu haben. Dazu gehört, daß man sie auch für sich hat, d. h. daß man sich dieses Besitzes bewußt wird, und darin ist bisweilen das Ausland uns vorangegangen. Wo wäre das Volkslied reicher entwickelt und höher geschätzt als im deutschen Sprachgebiet? Und doch ist sein Wiederentdecker Herder erst durch den Engländer Percy auf diese vergessenen Schätze aufmerksam geworden und hat erst nach langem Taften und Schwanken zwischen Provinzial-, Populär-, Standes-Liedern das englische popular song in das so naheliegende Volkslied verdeutscht. Welche Nation hätte mehr Opfer gebracht für ihre Gewissensfreiheit als die deutsche? Und doch tritt das Wort erst im Westfälischen Friedensvertrag auf als Übersetzung eines hundert Jahre älteren liberté de conscience. Ja, das Gewissen selbst, dieses allerpersönlichste und innigste Empfinden, verdankt seine Benennung der Übersetzungstätigkeit des st.-gallischen Mönches Notker (um 1000), der so wort-wörtlich das lat. conscientia wiedergab, das seinerseits nur ein Abklatsch des griech. Syneidesis ist. Genau so verhält sich Mitleid zu compassio und Sympáthia.

Nach all dem klingt es vielleicht nicht mehr so paradox, daß nach der neuesten Forschung auch deutsch ein solches Übersetzungslehnwort ist. Seiner Bildung nach ist es eine Ableitung zu dem Substantiv diot = Volk, das in dem Namen Dietrich (Volkreich) erhalten ist. Diutisc, diutisch, deutsch heißt also eigentlich volkstümlich und bezeichnete zunächst die Sprache der germanischen Stämme. Aber woher stammt diese Bezeichnung? Nach der einen Erklärung von den Franken, die damit ihre Sprache als die völkische, nationale vom Romanisch der unterworfenen Gallier unterschieden hätten. Aber wahrscheinlich verdankt das Wort seine Entstehung nicht einem so früh entwickelten germanischen Nationalstolz, sondern im Gegenteil der Geringschätzung der lateinschreibenden Kleriker für die Volkssprache, die lingua vulgaris, wovon diutisch dann einfach eine Übersetzung wäre, also im volkstümlichen Gewande wiederum eine volksfremde (ja, volksverachtende) Denkweise. Doch hat das Wort im Laufe der Jahrhunderte diesen ursprünglich abschätzigen Sinn ganz verloren; indem die Stämme zwischen Rhein und Elbe sich im Kampf gegen die Slawen gerade durch die Sprache als zusammengehörig fühlen lernten, wurde deutsch zum Völkernamen, und Walther von der Vogelweide preist deutsche Frauen, deutsche Männer und deutsche Zucht.

Aber mit dem Stolz aufs eigene Wesen vertrug sich bei den Deutschen von jeher die Lust am Fremden. Sie zeigt sich nicht nur darin, daß man fremde Wörter übernimmt, sondern noch seltsamer darin, daß man heimische fremdartig aufpuzt. Wie mancher sich für den Maskenball nur eine Narrenkappe oder ein Fez aufstülpt und im übrigen in Zivil bleibt, so gibt man gut deutschen Wörtern durch eine ausländische Endung ein erotisches Aussehen. Solche maskierte oder Pseudo-Fremdwörter sind namentlich in der Studentensprache sehr beliebt. Sie sind „burschikos“,

wie man die Art des Burschen mit einer dem Griechischen entnommenen Endung nennt. Der lateinfrohe Bruder Studiodio gerät als „Lustikus“ oder „Lustibus“ in „Schwulitäten“ oder „in schwulibus“, aber wegen einer „Lappalie“, einer Lapperei, macht sich ein „Piffikus“ keine Sorgen! Mit dem 18. Jh. kommt statt des antiken das französische Kostüm in Mode. Statt zu schwadern, „schwadroniert“ oder „renommirt“ der Bursche, und „blamiert“ sich dabei oft tüchtig — beides Verben, die zwar auch im Französischen vorkommen, aber in ganz anderer Bedeutung (rühmen und tadeln), während die dazugehörigen Substantive Renommist und Blamage rein deutsche „Schöpfungen“ sind. Es kommt wohl gar zu einer Forderung, einer „Contrahage“, und die Sache endet mit einem verbundenen Kopf, einer „Bandage“. Nun ist's für einige Zeit vorbei mit dem „Pouffieren“, wie man früher das Flirten nannte, während das Wort im Französischen nur bedeuten kann: einen Feind bedrängen (und die Ableitungen Poussage und Poussieur völliges Deutsch-französisch sind). „Was ist doch die deutsche Sprach für ein plumpe Sprach!“, könnte Lessings Riccaut de la Marlinière hier einmal mit Recht ausrufen. Denn eben der Versuch, französische Eleganz vorzutäuschen, offenbart den Mangel daran. Die sprachliche Maskerade kann eben das eigene Wesen so wenig verbergen wie die Tarnung das fremde, denn der Etymologe, der Prüfer der sprachlichen Echtheit, glaubt nicht an das Sprichwort „Kleider machen Leute“. Er zupft lächelnd die Pfauenfedern heraus, mit denen sich eine heimische Krähe puzt, er liipft wohl auch einmal warnend den Schafspelz, unter dem sich ein fremder Wolf verbirgt; wo aber ein unentbehrlich gewordenes deutsches Wort sich als ausländischer Einwanderer erweist, da freut er sich dankbar solcher Bereicherung, in Erinnerung an das Goethe-wort:

„Und was man ist, das blieb man andern schuldig.“

Büchertisch

Jakob Hess, „Seele der Heimat“. Neue Lieder und Gedichte. Verlag Müller, Werder & Co. AG., Zürich. Fr. 4.—.

Der Band von 140 Seiten ist „den unsichtbaren Freunden“ gewidmet. Diesen Freunden wird der Verfasser persönlich auch unsichtbar sein und nur aus seinen Gedichten geistig sichtbar werden. Wenn aber unsere Mitglieder und übrigen Leser wissen, daß er Mitglied unseres Vereins ist, ist er ihnen auch geistig schon etwas sichtbarer. Nicht daß wir seine Gedichte deshalb empfehlen; wir erwähnen das nur, weil man sich so einander schon etwas näher fühlt und sich vielleicht schon etwas eher zum Lesen, vielleicht sogar zum Kaufen für sich oder als Geschenk entschließt. Also: anderthalbhundert Gedichte in schöner, gepflegter und doch verständlicher Sprache, mannigfaltig in Stil und metrischer Form. Das „Lob der Scholle“, wie die erste Gruppe überschrieben ist, die uns vom Pflug über den Kornschnitt zum Stoppelfeld führt, berührt uns heute alle wieder mehr als früher. In der Gruppe „Lied der Welle“ erklingen Töne, die wir immer für lieblich gehalten, so auch im „Raunen im Walde“. Und auch wer die Poesie des Wanderns nicht selbst so tief erlebt hat, wird sie aus der Gruppe „Wanderschaft“ errahnen. Der Natur- und Menschenfreund, der Freund der heimatischen Landschaft hört aus diesem Band vertraute Saiten klingen, darunter aber auch solche, die er bisher nur mit dem äußern Ohr gehört hat und die ihm erst jetzt zum Genuße werden.

Sant Gallerland - Sant Gallerlüt. Nr. 9 der Zeitschrift „Schwyzerlüt, Zyttschrift für üsi schwyzerische Mundarte“. Schwyzerlüt-Verlag Oberdießbach. Fr. 1.80.

Das Beste an dieser Zeitschrift, und zwar wirklich etwas Gutes, sind offenbar die Sondernummern, die der Herausgeber Dr. Schmid, persönlich zurücktretend, einzelnen Mundartdichtern und einzelnen Landschaften widmet. Auch diese St. Galler Nummer, von unserm Mitglied Dr. Hans Hilty zusammengestellt, ist dafür ein Beispiel. Und da gab es viel zusammenzustellen, zeitlich und räumlich sehr Verschiedenes. Da erscheinen der alte Notker, der sich vor bald tausend Jahren für seine Übersetzungen den Ehrennamen „der Deutsche“ erworben, und nach einem Minnesänger die Reformatoren Zwingli, Vadian und Kessler, der Arme Mann im Toggenburg und dann viele neuere und neueste. Unter ihnen ist noch kein großer Mundartdichter entstanden, aber manche anmutige Kleinigkeit entstanden. Die ganze sprachliche, kulturelle und landschaftliche Mannigfaltigkeit des jungen, 1803 in Paris aus „alten Kesten“ zusammengeflackten eidgenössischen Standes St. Gallen kommt zur Geltung. Geschickt ausgewählte Bildchen helfen mit. Am reichsten vertreten ist natürlich die Bildungs- und Stickerstadt, wo Frau Frieda Hilty-Gröbli anmutig vom „aalte Sant Galle“ plaudert, und das benachbarte Fürstenland. Das Toggenburg, bearbeitet von unserm Mitglied Prof. Edelmann, steuert u. a. eine Alpfahrt bei, der Seebezirk „De Güügeli-turm z Rapperstschwil“, das Oberland einen Sarganser „Alpsäage“ und eine aus den von (unserm Mitglied) Dr. Gabathuler gesammelten Wartauer Sagen („Ds Chünna“), das Rheintal den „Törggahültschat“ usw. Dabei ist die Mundartlichkeit nicht übertrieben: Die Anmerkungen des Schriftleiters Hilty sind schriftdeutsch gehalten. Es hätte nichts geschadet, wenn auch die Geschäftshäuser, die durch ihre Anzeigen die Herausgabe des reichhaltigen Heftes ermöglicht haben, es alle so gehalten hätten. Oder wirkt es nicht etwas lächerlich, wenn eine Versicherungsgesellschaft versichert, man werde „vo der Züri-Unfall guet und priismärt bedient“?

Dr. Hans Wanner, „Woher kommt unser Deutsch?“ Ein kurzer Leitfaden der Sprachgeschichte. Huber & Co., Frauenfeld. 52 S. Fr. 1.80.

Das handliche Büchlein (unseres Mitglieds) ist vor allem für höhere Schulen berechnet und sei ihnen — es füllt dort tatsächlich eine Lücke aus — bestens empfohlen, aber ihre Lehrer werden es auch auf anderm Wege kennen lernen. Wir möchten es hier allen jenen nicht fachmännisch gebildeten Lesern ans Herz legen, die doch auch etwas wissen möchten von der Geschichte ihrer Muttersprache, die die Ausdrücke der zeitlichen und räumlichen Gliederung, den Sinn und das gegenseitige Verhältnis der häufig gehörten Bezeichnungen Indogermanisch, Germanisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch usw. verstehen lernen möchten. Ein besonderer Abschnitt ist der deutschen Sprache in der Schweiz, ihrer Verbreitung und Gliederung und dem Verhältnis von Mundart und Schriftsprache gewidmet. Gerade dieser Teil, der als Beitrag zur staatsbürgerlichen Bildung des Mittelschülers gedacht ist, ist auch für andere lesenswert und wie das ganze Werklein gemeinverständlich gehalten.

Wir empfehlen diese drei Schriften nicht nur deshalb, weil sie von Mitgliedern stammen, sondern weil wir sie für gut halten. Und das bißchen Stolz darauf, daß wir solche Leute unter uns zählen: Dichter und Sprachgelehrte, Freunde der Schriftsprache und der Mundart, ist uns doch zu gönnen — oder nicht?

Briefkasten

C. J., Z. Die Schweizerischen Bundesbahnen, die bisher auf „Geleisen“ liefen, sind also, wie die Deutsche Reichsbahn schon längst, auf „Gleise“ hinübergeführt worden. Geändert hat sich dabei aber bloß der Sprachgebrauch. Ist das gerechtfertigt oder die törichte Nachahmung

eines ausländischen Modells? — Wenn man in der Sprache nicht vollständige Willkür einreißen lassen will, tut man doch gut, in solchen Fragen zunächst einmal die Herkunft festzustellen; aber man darf dabei nicht stehen bleiben, sondern muß auch die allgemeine Entwicklung beobachten. Die Sache ist so: Die ursprüngliche Form ist „Geleise“. Sie hat nichts zu tun mit „gleiten“, aber auch nichts mit „gleiten“. Althochdeutsch, also bis etwa zum Jahr 1000, gab es nur „leisa“, z. B. „waganleisa“ für die Wagenspur; mittelhochdeutsch, also bis etwa 1500, hieß es meistens „leis“ oder „leise“, und diese einfache Form hat sich im Schweizerdeutsch bis heute erhalten. Das Idiotikon bezeugt es als sächliches „Leis“ aus den Kantonen Aargau, Glarus, Schaffhausen, Solothurn, Wallis, und als weibliches „Leise“ aus Glarus, Schaffhausen und Thurgau, wo es natürlich zu „Lase“ wird. Zur Bezeichnung höchsten Durstes wird aus Zollikon die Redensart angeführt: „Mere Leise use Wasser trinke“, wozu es bei Karrengeleisen wirklich großen Durst braucht. Vor dieses einfache Wort ist dann schon im Mittelhochdeutschen, aber noch selten, die Vorsilbe „ge-“ getreten, die den Begriff des Zusammenseins enthält (wie in: Gebrüder, Geschwister, Gebirge usw.). Diese erweiterte Form ist dann durchgedrungen, hat aber früher oder später den Selbstlaut -e- der Vorsilbe verloren. Dieser Verlust ist in den oberdeutschen Mundarten ziemlich allgemein eingetreten, bei einigen Wörtern sogar im Schriftdeutschen. Das Glück hieß früher „gelücke“ (den bloßen Stamm haben die Engländer noch in „luck“); „gleich“ hieß mittelhochdeutsch „geliche“ (verwandt mit engl. „like“); „Glaube“ hieß mhd. „geloube“ (verwandt mit „lieb“), während die Glage nie gelage, der Greis nie gereis und das Glas nie gelas geheißen hat. Mit „Gleisner“ hat „Gleis“ nichts zu tun; die Ähnlichkeit ist nur zufällig. Aber auch da ist das -e- der Vorsilbe Ge- ausgefallen. Mhd. heißt es gleichsamere (von gleich) für einen, der „dergleichen tut, es jemand gleich tut“ (wie der Simulant zu lat. similis = ähnlich). Zur Erleichterung der Aussprache hat man dann auch das ch und das zweite e ausfallen lassen. Es ist nun die Frage, ob wir dieses -e- auch bei „Geleise“ ausfallen lassen dürfen, wobei das -e- am Schluß ebenfalls wegfiele, oder nicht. Da diese kürzere Form unserer Mundart entspricht und auch im Schriftdeutschen schon ziemlich durchgedrungen ist, ist nicht einzusehen, weshalb unsere Bahnverwaltung da nicht mitmachen dürfte. Das Wörterbuch von Vogel aus dem Jahr 1902 verweist bei „Gleis“ noch auf „Geleise“, der Sprach-Brockhaus von 1935 schon umgekehrt bei „Geleise“ auf „Gleis“. Auch Pauls Wörterbuch von 1908 hat beide Formen, bezeichnet aber „Gleis“ als jetzt üblicher; Kluges Wörterbuch von 1934 kennt nur dieses. Duden bezeichnet beide Formen als gleichwertig und setzt in den neuern Auflagen zu Gleis die Fußnote: „So die deutschen Eisenbahnbehörden.“ In den Ableitungen „entgleisen“ und „Entgleisung“ fehlt das -e- regelmäßig, in den Eigenschaftswörtern stehen wieder beide Formen gleichberechtigt nebeneinander: „eingeleisig und zweigleisig“ und umgekehrt. Da das Wort namentlich im Eisenbahnverkehr vorkommt und dieser etwas ziemlich Überstaatliches ist, wenigstens in vernünftigen Zeiten, so wird die schweizerische Unabhängigkeit nicht gefährdet, wenn man sich hier sogar dem Amtsdeutsch anschließt. Eine Vereinheitlichung zugunsten der kürzern Form „Gleis“ ist also zu empfehlen. R. F. Meyer, der in der Behandlung der Sprache ja sehr sorgfältig war, läßt den Zwerg „Fingerhütchen“ den Mond so besingen: Silberfähr, gleitst leise.

Ohne Ruber, ohne Gleise.
Im „Berefinalied“ reimt „Reise“ auf „Gleise“. Also auch die Herren Dichter sagen so, wenn es ihnen nach Reim und Versmaß paßt, freilich je nachdem auch anders.

Allerlei

Aus Simon Gellers „Heimisbach“ (S. 295). Bei der Beerdigung Samis:

Dernäbe isch schier us allne Hüfere-n-öpper cho, trotz em vile z' Lue. Vor em Huus uf dr Bsegi het ne Hans 's Byleid abgnoh. Eine-n-um-e-andere-n-isch ihm cho d'Hand recke. Was halblinig si gsi, hei derzue geit: „Dr Herr well ech tröschte!“ oder „Dr Herr well ech euer'sch Leid hälfe träge.“ Nume-n-es par Cheviotpure* hei gemeint, mi stell meh vor, we me sag: „I condoliere!“

* Bauern, die sich nicht mehr in das landesübliche Halblein kleiden, sondern in den damaligen englischen Modestoff Cheviot, die daher auch ihre Sprache „modernisieren“ zu müssen glauben.

Geschäftliches

Die meisten Bezüger der eingegangenen „Muttersprache“ haben auf Rückerstattung ihres Guthabens verzichtet. Der Buchhändler hat uns dafür 112 Fr. ausbezahlt, die wir gesamthaft zu den freiwilligen Beiträgen gerechnet haben. Wir danken herzlich für den willkommenen Zuschuß!